



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

M N: Theodor Körners Braut

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Psychologie müssen sich also vereinigen, um die Aufgabe der Litteraturgeschichte zu lösen.

Den Brink hat nicht am wenigsten durch sein Wirken der Litteraturgeschichte ihre Berechtigung im Gesamtorganismus der Geisteswissenschaften gesichert, die ihr früher vielfach verweigert wurde; er hat ihre Aufgabe noch über das Gebiet der rein geschichtlichen Forschung hinaus erweitert und auf den wohlthätigen Einfluß hingewiesen, den die Litteraturgeschichte auf die Entwicklung der Litteratur auszuüben vermag; sie leistet, sagt er, für diese durch methodische Arbeit etwas ähnliches wie das, was die führenden Geister der Nationen und Epochen durch ihre Genialität leisten, d. h. sie corrigirt die Überlieferung. Sie bahnt uns durch Dickicht und Gestrüpp die Wege, die zu versteckten Aussichtspunkten, zu verborgnen Quellen und Ruheplätzen führen; sie schlägt Brücken über Abgründe, die uns von den hohen Gipfeln trennen; sie setzt das Thal, in dem unser Hüttchen liegt, mit der großen umgebenden Welt in Verbindung und belehrt uns darüber, an welchem Punkte dieser Welt wir eigentlich wohnen, und was das Fleckchen Erde, das wir überschauen, im Verhältnis zum Ganzen bedeutet. Mit andern Worten: die Litteraturgeschichte erleichtert uns den Zugang zu dem eigentlich Wichtigen und dauernd Wertvollen in der Litteratur und giebt uns, indem sie uns über die Beschränkung des Jetzt und der Hier hinaushebt, erst den Maßstab zu seiner Beurteilung.



Theodor Körners Braut



en als Manuscript gedruckten Erinnerungen: Aus meinem Leben (Die ersten dreißig Jahre 1819 bis 1849) von Alfred Ritter von Arneth, dem Geschichtschreiber Maria Theresias und Vorstand des österreichischen Staatsarchivs, verdanken wir die Bereicherung unsrer Litteratur um eines ihrer schönsten Frauenbilder. Arneths Mutter war niemand andres als Antonie Adamberger, die vielgefeierte Hofburgschauspielerin und Braut Theodor Körners, die sich vier Jahre nach dem tragischen Tode ihres Bräutigams 1817 zur Ehe mit dem damaligen Kustos und spätern Direktor des kaiserlich-königlichen Münz- und Antikencabinetts Joseph Arneth entschloß. Von dieser prächtigen Frau, die sich beim Eintritt in den Ehestand von der Bühne zurückzog, wußten wir bisher nur durch die schwärmerischen Briefe Körners über seine geliebte „Toni“; nun hat

ihr der in der Zeichnung edler Frauengestalten wohlgeübte Geschichtschreiber ein bleibendes Denkmal gesetzt, das ihn selbst nicht weniger als die Mutter ehrt.

Arneths Stil mutet uns wie die Manier eines vornehmen Hofmalers an. Ihr erstes Kennzeichen ist die äußere Sauberkeit und Ruhe der Darstellung. Arneth vertieft sich nicht allzusehr in die Zergliederung der Charaktere und übergeht doch keinen für die Wahrheit des Bildes wesentlichen Zeitpunkt; aber er vermeidet den längern Aufenthalt dort, wo er tadeln müßte, und erzählt lieber ausführlich minder wichtige Dinge. Wenn man in seinen Büchern liest, so überkommt einen das Gefühl, als durchwanderte man die hohen, weiten, weißgetünchten Räume der Schlösser aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts: da herrscht Kühle, Ruhe, Stille, jeder Schritt hallt darin wieder. Auffallend ist die liebevolle Ausführlichkeit in der Beschreibung von Landschaften Oberösterreichs und der Alpenländer und der Erzählung der von Jugend auf gepflegten Fußpartien, die Arneth mit seinem um ein Jahr ältern Bruder jährlich zu machen pflegte. Die Schilderung der Wiener Gesellschaft jener Zeit dagegen ist zu kurz weggekommen, und nur soweit sie die Mutter betrifft, etwas wärmer geworden. Diese Geschichte der Mutter ist denn auch das schönste Stück der Arnethschen Erinnerungen.

Antonie Arneth, geboren zu Wien am 30. Dezember 1790, war eine Frau von künstlerischem Vollblut. Beide Eltern waren hochbegabte und vielgefeierte Schauspieler. Der Vater, Valentin Adamberger, galt als der erste Tenorist seiner Zeit und war Mitglied des Hoftheaters am Kärntnerthor, wo die Oper gepflegt wurde; Mozart hat manche Arie eigens für ihn komponirt, da Adamberger einer der schon damals selten gewordenen Vertreter des bel canto, der italienischen Sängerschule in Deutschland war. Tonis Mutter, Maria Anna Jacquet, hatte ihrerseits schon das Talent von ihren Eltern geerbt und war gleich diesen Mitglied des Burgtheaters oder, wie es damals hieß, des kaiserlich-königlichen Hof- und Nationaltheaters. Sie war Meisterin im Lustspiel, und Kogebue bewunderte sie wegen des Reichthums ihrer Charaktere; er hat viele Rollen für sie geschrieben; beherrschte er doch damals das Repertoire der Bühnen. Toni — wie wir sie mit ihrem häuslichen Kosennamen nennen wollen — zeigte schon in früher Jugend Talent zur Schauspielkunst, schon mit elf Jahren, bei einer Wohlthätigkeitsvorstellung im kleinen Schloßtheater zu Schönbrunn. Sie selbst erzählt in den Bruchstücken von Lebenserinnerungen, die sie als Fünfundsechzigjährige (1855—57) auf Andrängen ihrer Söhne niedergeschrieben hat, und die den schönsten Schmuck des Arnethschen Buches bilden: „Ich mußte die rührende Mutter (in dem Gelegenheitsstücke »Die kleine Ahnenleserin«) darstellen. Meine Mutter teilte uns die Rollen zu und ließ sie uns ganz allein studiren, ja sie versammelte nur wenig Zuhörer zur ersten Probe. Offenbar hatte der Name meiner Mutter ihren Kindern Credit verschafft, denn die Vorstellung selbst war zum Erdrücken voll. Meine Angst

war so groß, daß man behauptete, es sei kein Auge trocken geblieben, so rührend sei ich gewesen. So viel sprach man nach Beendigung der Vorstellung von meinem großen Talent, und ich sah in den Augen meiner Mutter eine so lebhafteste Satisfaktion darüber, daß ich aus dem Erstaunen gar nicht herauskommen konnte. Da dieses Erstaunen war noch viel größer als meine Freude, denn ich konnte gar nicht begreifen, wo denn das Talent gesteckt habe, von dem nun so viel gesprochen wurde, und auf welches früher niemand verfallen war.“

Solange ihre Eltern lebten (bis 1804), genoß Toni eine sorgfältige Erziehung in dem Geiste und Geschmacke jener Zeit. Sie giebt davon selbst folgende treffliche Schilderung: „Als ich zur Welt kam, hatten die französischen Moden ganz Deutschland überschwemmt, aber nicht nur Moden waren es, die in Ballen versendet wurden und zur Notwendigkeit geworden zu sein schienen, auch Lehrer und Erzieher, Gouvernanten und Bonnen wurden überall nach Deutschland berufen, und gar manches Mädchen verlor durch solche Erziehung den richtigen Leitfaden für das Leben, gar manches tiefe Gemüt ging unter und wurde störrisch, weil es der Anforderung, sprudelnden Geist zu entwickeln, nicht zu genügen vermochte. Und im entgegengesetzten Falle gestaltete sich die Sache nicht selten noch schlimmer, denn so manches talentvolle und lebhaftes Mädchen würde unter einer einfach häuslichen Leitung, die damals bespöttelt wurde, ein schönes Gleichgewicht erlangt haben. Rousseau hatte seine verlockenden Schriften über die Welt verbreitet, und jedenfalls sind ihr, was man auch über ihn sagen mag, seine Grundsätze zu gefährlichem Gifte geworden, am meisten für uns nachahmende Deutsche. Alles sollte nur geistprühend sein, und jeder wollte im Schoße seiner Familie eine Gattung Emil erziehen. In unser Haus aber mochte dies weniger als in viele andre passen. Und dennoch hielt sich daselbe, so schlicht und einfach es an und für sich auch sein mochte, von jenem Abwege nicht vollkommen fern. Um die Mädchen mutig, kraftvoll, degagirt, wie man sich ausdrückte, zu machen, kleidete man sie als Knaben. Auf die Bäume zu klettern, über Stock und Stein zu springen, jede Art von körperlicher Ungezwungenheit einzuüben, war Mode geworden. Die Schaukel mit dem eignen Beine so hoch als möglich zu schleudern, mußte erlernt, zu nicht sehr hohen Fenstern aus- und einzuspringen, mußte versucht werden, und jedes Handgemenge mit Zungen gereichte dem Mädchen zur Ehre. Ach, und auch ich war ein in diesem Sinne wohlgezogenes Kind! Außer meinem Bruder Heinrich, der fast sechs Jahr älter war als ich, war ich das stärkste unter uns Geschwistern. Kräftig gebaut, aber dafür auch unbändig, wurde mir das letztere immer verziehen, und wenn ich selbst nicht begreifen konnte, was denn Schönes an meinen Kämpfen mit meinen Brüdern sei, so unterhielten sie mich doch sehr, besonders wenn ich dabei die Siegerin blieb. Beklagte ich mich aber je einmal, daß sie mich allzusehr geschlagen hätten, so

meinte meine französische Bonne, die Schande für mich läge nur darin, daß ich mich nicht kräftig genug gewehrt hätte. Jede Ungezogenheit war mir erlaubt, jeder Mutwille, den ich verübte, wurde als ein Zeichen von Geist beifällig belächelt, ja oft vor Fremden gepriesen. Und da gerade meine mir dem Alter nach am nächsten stehenden Geschwister Luise und Pepi phlegmatische und weinerliche Kinder waren, so erweckte diese Parteilichkeit für mich meinen ganzen Mutwillen. Jeden Augenblick fiel mir ein anderer Schabernack ein, und immer wurde darüber gelacht, immer wieder alles sehr hübsch gefunden. Jeder tolle Streich wurde, und zwar je kecker und kühner er war, um so eifriger belobt, und jede Weichlichkeit, jede Verzagtheit wurde mir immer verhaßter.“

Bald aber trat eine Änderung in dieser Erziehung ein, die dazu angethan war, den begabten Wildfang stiller zu machen. Die Mutter gebar im fünfundvierzigsten Lebensjahre noch einmal ein Kind, ein Mädchen, und widmete ihre ganze Liebe diesem Benjamin der Familie, der mit seiner Schwächlichkeit alle Mitglieder in Anspruch nahm. Dazu kam, daß die Mutter selbst kränkelte, reizbarer wurde und sich bei der aufreibenden Thätigkeit für Familie und Bühne nach Ruhe sehnte, sodaß die früher gehätschelte Tochter nun manchen Schlag wegen ihrer Unbändigkeit hinnehmen mußte. Nur beim Vater hielt das lebhaftes Mädchen Ruhe, daher hielt er sie oft in seinem Studirzimmer zurück, wo sein Gesang auf sie bezaubernd und beruhigend wirkte. Als dann rasch ein Unglück nach dem andern die Familie traf, als in demselben Jahre 1804 Bruder Vater und Mutter wegstarben und nur der Großvater Jacquet (geb. 1725) als einziger Schutz der Kinder übrig blieb, da offenbarte sich die ganze sittliche Kraft des begabten Mädchens, mit aller Macht warf sie sich auf die Studien, und schon mit achtzehn Jahren wurde sie Mitglied des Burgtheaters.

In der Familie lebte ein guter Geist. Schon die Jacquets hatten streng auf Zucht und Ordnung gehalten; von der gewöhnlichen Trivolität des Schauspielervolkes fand nichts Eingang bei ihnen. Vater Jacquet gewährte nur verheirateten Schauspielerinnen Zutritt in sein Haus; die vielumworbene Tochter, Tonis Mutter, wurde dreißig Jahre alt, ehe sie heiratete; Gespräche mit Kollegen und Dichtern, wie sie der Beruf forderte, durfte sie nie unter vier Augen führen. Dieser gute Familiengeist vererbte sich auf Antonien. Ein andres Erbteil war die gut kaiserliche Gesinnung der Familie. Eine hübsche Anekdote von einer Begegnung der Großmutter Tonis mit der Kaiserin Maria Theresia wurde in der Familie erzählt. „Ein Zufall fügte es, daß die Kaiserin eines Tages im Garten des Layenburger Lustschlosses meiner [d. h. des Historikers Arneth] Urgroßmutter begegnete, ehe dieselbe sich zurückgezogen hatte, um sich für das Auftreten auf dem Theater umzukleiden. Eine Schar von Kindern war ihr zur Seite, und ihr Aussehen verriet, daß sie bald ein neues erwarte. »Zum wievielten male,« fragte die Kaiserin in gütigem Tone. »Zum

zwölften male, Eure Majestät, halten zu Gnaden«, war die demütige Antwort. »Nun so soll sie«, erwiderte die Kaiserin, »weil sie eine brave Frau ist, künftighin aus meinem Kammerbeutel zweihundert Gulden zu beziehen haben.« Zu meiner Urgroßmutter fühlte sich die erhabene Monarchin auch durch die Sympathie hingezogen, die sie gleichsam aus einem unbestimmten Gefühle der Kollegialität für Frauen empfand, die gleich ihr in glücklicher Ehe sehr viele Kinder geboren hatten.“ Diese Beziehungen zum Kaiserhause, das sich immer fürs Theater lebhaft interessirte, wurden viele Jahre später, in der letzten Regierungszeit Kaisers Franz I. in dem Verkehre der Frau Arneht mit der Kaiserin Karoline Auguste sehr innig; Frau Arneht war einige Zeit hindurch Vertrauensperson der wohlthätigen Monarchin, diente ihr auch zuweilen als Vorleserin. Seine gut kaiserliche Gesinnung, der der Geschichtschreiber auch in diesem Buche Ausdruck leiht, hat er also gleichsam mit der Muttermilch eingesogen.

Mit achtzehn Jahren also war Antonie Adamberger schon mit lebenslänglichem Dekret angestelltes Mitglied des Burgtheaters. Sie war bald der erklärte Liebling des damals sehr theaterlustigen Publikums. Beschäftigt war sie im Fach der naiven Liebhaberin im Lustspiel, aber auch in dem der naiven Heroine; neben den modischen Stücken Kogebues und Tfflands spielte sie auch die Beatrice, die Desdemona, die Emilia Galotti, das Märchen. Diese letzte Rolle gab ihr Gelegenheit, mit Beethoven zu verkehren, als er die Aufgabe übernommen hatte, die Musik zum „Egmont“ zu schreiben. Über dieses einzige Zusammentreffen mit dem Tondichter hat Frau Arneht 1867 so anschaulich schön berichtet, daß wir ihren Bericht hier mittheilen wollen, obwohl er in der Biographie Beethovens von Thaer schon enthalten ist; er wird wenigen Lesern bekannt sein. „Ich war damals — schreibt sie — ein kindliches, heiteres, fröhlich junges Ding, das Beethovens Wert nicht zu schätzen wußte, und dem er auch gar nicht imponirte, während ich jetzt mit sechsundsiebzig Jahren das Glück, ihn gekannt zu haben, vollkommen fühle. Daher kam es auch, daß ich ihm ohne alle Befangenheit entgegentrat, als meine selige Tante, meine Erzieherin und Wohlthäterin, mich auf ihr Zimmer rief und ihn mir nannte. Seine Frage: »Können Sie singen?« beantwortete ich mit einem unbefangenen: »Nein!« Erstaunt betrachtete mich Beethoven und sagte lachend: »Nein? Ich soll ja Lieder zum Egmont für sie setzen.« Ich erwiderte ganz einfach, daß ich nur vier Monate gesungen, nach einer Heiserkeit aber aufgehört hätte, weil man fürchtete, daß bei meinem angestregten Studium des Rezitivens mein Organ leiden könnte. Da sagte er lustig im scherzhaft angenommenen Wiener Dialekt: »Nun, das wird was Sauberes werden,« und von seiner Seite wurde es etwas Herrliches. Wir gingen an das Klavier, und meine Musikalien — alte Erbstücke von meinem Vater, die ich alle wie ein Papagei ihm nachsang und zu dieser Stunde noch auswendig weiß — umstörend, fand er

obenauf das allbekannte Rondo mit Rezitativ aus »Romeo und Julia« von Zingarelli. »Das singen Sie,« rief er lachend heraus, daß es ihn schüttelte, indem er sich zweifelnd zum Akkompagniren setzte. Ebenso harmlos, als ich mit ihm schwatzte und lachte, sang ich meine Arie herunter. Da wurde sein Auge sehr wohlwollend, er strich mir mit der Hand über die Stirne und sagte: »Ja so, jetzt weiß ich es,« kam nach drei Tagen wieder und sang mir die Lieder einigemale vor. Als ich sie nach wenigen Tagen inne hatte, ging er von mir mit den Worten: »So, jetzt ist's recht. So, so ist's recht, so singen Sie, lassen Sie sich nichts einreden und machen mir nicht ein Mordent hinein.« Er ging, ich sah ihn auf meinem Zimmer nie mehr. Nur auf der Probe, als er dirigierte, nickte er mir öfters freundlich wohlwollend zu. Daß ich seine Lieder so schnell zur Zufriedenheit faßte und sang, um sie nie wieder zu vergessen, ist eine Gabe, die mir vom Himmel fiel, eine Erbschaft von meinem Vater.“

Das geschah 1810. Sechzehn Jahre später, nachdem sie längst Mutter zweier Söhne geworden war und zum Theater keine Beziehungen mehr hatte, sang Frau Arneth vor einem andern Großen aus der Geisteswelt, nicht mehr das naive Mädchen, sondern die gemütreiche, schöne Frau von sechsunddreißig Jahren. Der Bericht, den sie uns über dieses Zusammentreffen mit Grillparzer in Sankt Florian, einem reichen alten Augustinerstift in Oberösterreich, hinterlassen hat, ist nicht minder schön, als der eben mitgeteilte. Grillparzer befand sich gerade auf der Heimkehr von seinem Besuche bei Goethe in Weimar und machte den Eindruck eines sehr schwermütigen Mannes. „Nachmittags wurde Musik gemacht, und ich sang mit vielem Vergnügen Schubertsche Lieder. Da Grillparzer gründlich musikalisch ist, so wußte er diesem nach meiner Meinung ausgezeichnetsten Liederkomponisten aufs tiefste nachzuempfinden. Nach den Müllerliedern, nach manchem heitern Liede brachte ich Wilhelm Meister, und — verzeiht mir die Eitelkeit — nie werde ich den Augenblick vergessen. Nachdem ich das Lied des Harfners: »Wer sich der Einsamkeit ergiebt« vollendet hatte und er ganz in sich gekehrt so dasaß und vor sich hin blickte, sagte jemand: »Das ist ein herrliches Lied!« Da sah er mich verwundert an und sagte leise: »Ja, man weiß nicht, wo man genug hinhorchen soll, auf diese Stimme, diese Komposition oder auf diese Worte.« War das Lob? Um keinen Preis hätte ich irgend ein Wort herausgebracht, so tief erfreute mich seine Äußerung. Und nun kam erst der Abend heran. Nach einem kurzen Spaziergange kehrten wir bald zurück und verfügten uns in die Kirche, die vortreffliche Orgel zu hören. Rattinger (der Organist) war ebenfalls hocherfreut, vor einem so eminenten Musikkenner und eifrigen Verehrer Beethovens spielen zu dürfen. Wie ein Sturm brausten die Orgelklänge daher, denn er verstand es wahrlich, diesen Wald von Tönen zu bemeistern. Die Kirche war ganz dunkel geworden, tiefe Stille umgab uns, man hörte atmen.

Da präludirte Rattinger Schuberts »Ave Maria,« und in heiliger Scheu und Ehrfurcht sang ich besser als je zuvor und inniger als jemals nachher dieses herrliche Lied. Was sage ich Lied? Diesen Hymnus, diesen Sphärengefang, dieses Tongebet, das später nie erreicht worden ist. Ich war so ergriffen, daß mir Thränen über die Wangen liefen und manchen Ton verschlangen; mein Schwager [der Bruder ihres Gatten war Prälat des Stiftes] hatte es von mir verlangt, sonst hätte ich es nie gewagt. Es war das erste und letztemal, daß ich ganz allein und zu solcher Zeit in der Kirche sang. Als ich vom Chore zurückkam, sagte mir Grillparzer, der begeisterte Dichter, der liebe, brave, melancholische Mensch: »Das ist ein schöner Tag.« Wie beglückte mich dieses Wort, wie tief drang es in mein Herz! Was haben doch so hochbegabte Menschen für einen Reichtum in ihrer Macht. Kein Kaiser hätte mir eine solche Freude bereiten können. Er, der seltene Dichter, dem so viele Menschen so herrliche Stunden des Entzückens verdankten, er hatte einen schönen Tag gehabt, und ich hatte ihm diesen Tag verschönert; fürwahr ein Gedanke, der mich mit tiefster und reinsten Freude erfüllte!"

Doch genug der wörtlichen Mitteilungen; es hätte uns Überwindung gekostet, auf sie zu verzichten, denn diese herrliche Frau charakterisirt sich am besten mit ihren eignen Worten. Sie war auch ein Wesen, das jeder lieb hatte, so wie sie selbst neidlos, hilfreich, unendlich gütig, ohne weich und sentimental zu werden, gegen jedermann war, sie hatte immer eine Schar von Freundinnen, im Theater stand sie mit allen Kollegen auf bestem Fuße, man schätzte ihren gesunden, frischen Sinn so sehr, daß man sie sogar in Streitfällen als Schiedsrichterin benutzte. Als sie zu Anfang 1812 Körner kennen lernte — es geschah auf einer Probe im Theater —, da stand sie in der vollen Blüte ihres Talentes und ihrer Jugend. Der erste Blick, den sie mit dem Dichter tauschte, entschied über das Schicksal beider; ihr späterer Gatte fühlte sich im Anblick der Sixtinischen Madonna zu Dresden wegen der großen verwunderten Augen der Jungfrau an Toni erinnert. Näheres über ihren Verkehr mit Körner erfahren wir nicht. Frau Arneth bewahrte Zeit ihres Lebens das strengste Schweigen über diese Episode ihres Lebens, durch die sie zu einer nationalen Berühmtheit geworden war; ein edles Gefühl scheint ihr dies auferlegt zu haben, sie ließ sich durch kein Zureden und Bitten zu Mitteilungen über Körner bewegen. Sicher ist, daß sie seine Leidenschaft nicht minder warm erwiderte und von seinem Tode furchtbar erschüttert war. An der Trauerfeier für Körner, die im Burgtheater abgehalten wurde, wirkte sie, den Sammer im Herzen, mit. Erst nach vier Jahren gelang es dem Kustos Arneth, sie zu gewinnen. Arneth hatte auch als Freiwilliger beim deutsch-österreichischen Korps die Freiheitskriege mitgemacht und war bis nach Südfrankreich gekommen; dann nahm er seine ruhige Stellung im Antikensabinet wieder ein. Toni lernte er im Salon der Karoline Pichler kennen, die ihn denn auch bei seinen

Bewerbungen um die schöne Künstlerin eifrig unterstützte. Arneſth war ein ſtiller Bewerber, und darum fand er ſchließlich Gehör. Sein Sohn teilt die Antwort mit, die Toni der Werbung gab — ſie iſt zu hübsch, als daß wir ſie nicht noch mitteilen ſollen. „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht ernſter zu erwidern vermag,“ ſchrieb ſie in ihrer fröhlichen Weiſe. „Ich bin ſehr, ſehr vergnügt und heiter, es lacht alles um mich, in mir, und darum kann ich Ihnen nichts andres ſagen als dies: »Ich habe Sie von ganzem Herzen lieb, habe keine Freude, keine Zufriedenheit als Ihr Glück und recht feſten, ernſten Willen für das Gute; daß davon Mut im Unglück unzertrennlich iſt, glaube ich.«“

Das geſchah am 9. Mai 1817, und ſchon am 17. Juni nahm ſie in der Rolle der Tertha in Houwalds „Schuld,“ in der ſie ein Liebling des Publikums geworden war, für immer Abſchied von der Bühne. Dabei bemühte ſie ſich, dem Sturme des Beifalls ohne allzuviel Rührung Widerſtand zu leiſten, denn ſie fürchtete, die Rührung würde ſie übermannen und Arneſth könnte vielleicht den Gedanken faſſen, der Abſchied ſei ein zu großes Opfer für ſie. Zwei Tage darauf fand in aller Stille die Trauung in einem Schloſſe des mit Arneſth befreundeten Fürſten Dietrichſtein bei Wien ſtatt.

Ihr Eheleben war ſehr glücklich; ſie nahm eine angeſehene Stellung in der Wiener Geſellſchaft ein und hatte das Glück, in ihren zwei Söhnen hervorragende Gelehrte — der um ein Jahr ältere Bruder des Hiſtorikers wurde Arzt — heranwachsen zu ſehen.

Wien

m 27



Aus dänischer Zeit

4. Der Stadtmuſikus



Ich bilde mir ein, noch gar nicht ſo ſehr alt zu ſein; aber wenn ich über den Kirchhof meiner kleinen Vaterſtadt gehe, ſo komme ich mir ſteinalt vor. Habe ich doch dort faſt mehr Freunde als im Städtchen. Dicht an der großen Kirche liegt das Armeſtünderplätzchen. Es iſt kalt und düſter und liegt nach Norden, im Schatten eines andern Hauſes, ſodaß es nicht verwunderlich iſt, wenn kein Sonnenſtrahl auf die zwei Kreuze fällt, die dort ſtehen. Auf dem einen ſteht kein Name geſchrieben, aber ich weiß doch, wer dort liegt, und würde es auch nicht vergeſſen.

Während ich an dem zuſammengeſunkenen Hügel ſtehe, klingt Muſik die Straße herauf. Es iſt eine Gilde, die ihr Sommerfeſt auf dem Schießplage feiert. Den Gevatter Schneidern und Handſchuhmachern zieht die Muſik